

3. KAPITEL: Die Konstruktion der Volkskunde: Identitätspolitik

Die konkurrierende Dynamik um Einfluss und Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen bestimmt das universitäre Wissensfeld als komplexes Ineinander unterschiedlicher Positionen, Relationen und Deutungsmodelle. Die Stabilisierung einer Disziplin in Form konstanter Identitätsarbeit richtet sich immer gleichzeitig nach außen wie nach innen und schreibt sich direkt in die fachliche Episteme ein: Im Innen der Volkskunde wird die Substanz und Qualität einer volkskundlichen Kulturwissenschaft bzw. einer kulturwissenschaftlichen Volkskunde ebenso intensiv verhandelt, wie nach außen der Beweis der volkskundlich-disziplinären Autorität als gesellschaftliche Deutungsinstanz erbracht und vermittelt werden muss. Dazu benötigt das Fach ein differenziertes Management der unterschiedlichen Konkurrenzebenen: Die Volkskunde muss erstens in Form eines expliziten Komplexitätsmanagements vor- und nachweisen, welche Erkenntnispotentiale im volkskundlich verwendeten und reklamierten Kulturbegriff enthalten sind. Zweitens stellt sich der Disziplin die Aufgabe, ihre spezifischen Fähigkeiten im Sinne eines Kompetenzmanagements hinsichtlich der gesellschaftlichen (Neu-)Ordnung plausibel vorzuführen. Und drittens bedarf das Fach einer stabilisierten Existenz, deren Legitimität dieses anhand seiner spezifischen Expertise immer wieder – in reifiziertem Differenzmanagement – erringen muss. Gelingt dieses dreifache Konkurrenzmanagement, erreicht die Volkskunde eine deutungsstarke und zukunftsfähige Position im Konkurrenzfeld um soziale Ordnungskonzepte in der späten Moderne.

Im Folgenden konzentriert sich die diskursanalytische Rekonstruktion des volkskundlichen Sprechens auf diese Dimension der Identitäts-

arbeit, anhand derer sich die VolkskundlerInnen ihrer inneren wie auch äußeren gemeinsamen Substanz und Profilierung im spätmodernen Universitätsmilieu, »dieser Stätte permanenter Konkurrenz um Wahrheit, zumal um die Wahrheit der sozialen wie der universitären Welt« (Bourdieu 1988: 11), zu versichern suchen. Die strategische Existenzsicherung basiert dabei auf der fachlichen Identität als legitimierte Institution, wie umgekehrt wiederum die kognitive Identität des Fachs von der institutionellen Existenz abhängt (vgl. Toulmin 2005: 177). Die Arbeit an der eigenen Identität wird aufgrund dieses strukturellen Kontextes zur eigentlichen Identitätspolitik, die konkret und direkt anhand der disziplinären Wissensproduktion verhandelt wird. Der institutionelle Rahmen wirkt in diesem Sinne nicht (nur) indirekt im Sinne des ermöglichenden Bedingungsfelds, sondern die Etablierung und Aufrechterhaltung der fachlichen Disziplinarität wird anhand des eigenen Wissens hergestellt und konsequent in die eigene Episteme eingeschrieben.

Die folgende Diskurs(re-)konstruktion vollzieht sich dementsprechend als analytische Strukturbeschreibung der *epistemischen* Konstruktion des volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens im Hinblick auf dessen fachlich *identitäre* Aspekte. In konkrete Fragen gefasst heißt das: Wie legitimiert und definiert sich die Volkskunde als universitäre Institution? Anhand welcher Funktion qualifizieren die VolkskundlerInnen den Kulturbegriff? Welche legitime Position definieren sie – in der Universität wie in der Gesellschaft – für ihre Disziplin? Kurz: Wem und wozu soll das volkskundliche Wissen dienen?

Konkurrenzmanagement

So anspruchsvoll der spätmoderne gesellschaftliche Kontext in seiner materiellen Struktur und inneren Dynamik gestaltet ist, so komplex gestaltet sich die konkrete Aufgabe der Positionierung für die Volkskunde (wie auch für ihre konkurrierenden Mitdisziplinen). Die inhaltliche Ebene und die institutionelle Dimension, die theoretische Reflexion und die praktische Kooperation müssen in eine gemeinsame, sich gegenseitig stützende Relation gebracht werden (vgl. Schönert 1996: 196). Der irritierende Evidenzverlust des Kulturbegriffs innerhalb des ganzen geistes- und sozialwissenschaftlichen Umfelds, der wissenschaftlichen Autorität und der einzelnen disziplinären Institutionen zeitigt seine Folgen nicht allein im »äußeren« gesellschaftlichen und universitären Konkurrenzfeld, sondern greift auch in die innerfachlichen Beziehungsfelder ein. Die wissenschaftlichen Disziplinen, die sowohl historisch als auch definitionsgemäß keine homogenen Bereiche mit einem statisch fundierten

Profil darstellen, sind dementsprechend gefordert, nach innen wie nach außen der institutionell existenzbedrohenden Labilität entgegenzuarbeiten, denn:

»Fächervielfalt ist kein Wert an sich, und das höhere Alter geisteswissenschaftlicher Fächer im Vergleich zu vielen Naturwissenschaften ist keine Überlebensgarantie, keine Versicherung gegen den Todesfall. Wohl aber wird man sagen dürfen, dass ein Fach, das heute an der Universität etabliert ist, zwei wichtige Prüfungen überstanden hat. Es ist erstens innerwissenschaftlich anerkannt, denn es hat sich in einem innerwissenschaftlichen Differenzierungsprozess aus einem anderen Fach heraus entwickelt und als eigenes Fach verselbständigt. Und zweitens ist diese Etablierung als eigenständiges Fach auch außerwissenschaftlich bestätigt worden, denn sein Angebot wird angenommen, und deshalb wird es finanziert. Fächer, die heute an der Universität bestehen, sind also zweifach legitimiert worden, wissenschaftlich und außerwissenschaftlich, und deshalb muss man starke Gründe haben, sie zu streichen oder so stark zu kürzen, dass sie nur verkümmert fortzubestehen in der Lage wären. Damit wird kein Bestandsschutz für die bestehenden Fächer gefordert, wohl aber Schutz davor, sie aus kurzatmigen Gründen zu streichen oder unvertretbar zu kürzen.« (Langewiesche 2004: 48f)

Was Langewiesche hier als Begründung und Postulat für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer ins Feld führt, kann gleichzeitig als Beschreibung der andauernden (Selbst-)Legitimierungs- und Autorisierungsstrategien gelesen werden. Die fachliche Homogenität muss in Sinn und Funktion einer »corporate identity« konstant prozeduralisiert werden, da ihre spezifische Form nie auf Zeit gestellt ist (noch aufgrund des wissenschaftsinternen Postulats der Innovation auf Zeit gestellt werden kann).

In diesem Sinn kann auch die Volkskunde per se keine Fachstabilität garantieren, die es ihr erlauben würde, die ganze Kraft und Energie für eine Außenprofilierung einzusetzen; auch für sie gilt, was Weingart als grundsätzliche Voraussetzung an kommunikativen Zusammenhängen für eine gelungene und stabile Herstellung von Wissen beschreibt:

»Unstrittig ist die allgemeine Voraussetzung aller Wissensproduktion: Es muss einen Kommunikationszusammenhang von ausreichendem Umfang geben, der nach außen abgegrenzt und intern nach einem bestimmten Modus, bezogen auf einen spezifischen Gegenstand und mit spezifischen Methoden operiert. Ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Unterschied besteht in dem Umfang dieser Kommunikationszusammenhänge, damit dem Grad an Sicherheit des Wissens und dem Grad des Konsenses unter den an der Kommunikation

Beteiligten. Dies sind die Bedingungen der Stabilisierung des Wissens.«
(Weingart 2001: 337f)

Im Sinne einer konstanten Differenzierung und Entdifferenzierung, einer Annäherung an andere Fächer und Wissensinstitutionen bei gleichzeitiger abgrenzender Eigenprofilierung muss die Volkskunde eine Sichtbarkeit ihrer selbst herstellen, die ihre Rezeption und Legitimität garantiert.

Das Feld mit seinen vielfältigen Anforderungen – der im Wettbewerb zu erreichenden Existenzsicherung, der zu diesem Zweck immer wieder neu herzustellenden oder abzusichernden Kooperationen und Allianzen mit wechselnden Partnern sowie die plausible Bearbeitung von polar unterschiedlichen Positionen und Thesen im Feld und der geglückte Relevanznachweis zur Stabilisierung der gesellschaftlichen Akzeptanz – macht die Identitätsarbeit zu einem ebenso multidimensionalen Projekt. Der Erfolg des volkskundlichen Identitätsmanagement steht konsequenterweise in dem reziproken Abhängigkeitsverhältnis von einem – nach innen wie nach außen – akzeptabel kommunizierten wie rezipierten »Wir über uns«.

Komplexitätsmanagement

Die Infragestellung der Grundlagen der Volkskunde – wie sie repräsentativ in ihren drei diskursiven Achsen eingeschrieben sind – fordert die Volkskunde doppelt heraus. Zum einen muss sie den Nachweis führen, dass »Kultur« infolge der begrifflichen Inflation keine leere Worthülse – ohne wissenschaftlichen Wert und analytische Potenz – geworden ist. Und zum anderen muss sie plausibel machen, was ihr eigener Konnex zu dem Begriff darstellt. Noch komplizierter wird diese ohnehin schon anspruchsvolle Aufgabe durch die Unterschiedlichkeit des Publikums, demgegenüber die Volkskunde sowohl die epistemische Potenz des Kulturbegriffs als auch die Plausibilität seiner Verknüpfung mit der Volkskunde zur »Kultur«-Wissenschaft vertreten muss. Auf der einen Seite sieht sich die Disziplin der akademischen Fächergemeinschaft gegenüber, die sich spätestens seit den 1990er Jahren zur (Auf-)Lösung der gegenwärtigen Krise explizit vor dem Horizont der »Kulturwissenschaft« verortet. Auf der anderen Seite steht die Öffentlichkeit, der die Volkskunde ihr Angebot einer historisch adäquaten, gesellschaftlichen Profilierung als universitäres Fach glaubhaft zugrunde und vorlegen will (vgl. Weingart 2003: 117).¹

1 Dieser Anforderung, sich einer interessierten und fordernden Öffentlichkeit gegenüber zu orientieren, sehen sich auch die anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gegenüber. Diese Situation ist nicht allein in der

Die Strategie, mithilfe derer die VolkskundlerInnen den MitwissenschafflerInnen wie der gesellschaftlichen Öffentlichkeit gegenüber anzeigen, dass »Kultur« im volkskundlichen Sinn keine wissenschaftlich unscharfe – und damit unbrauchbare – Beliebigkeit charakterisiert, sondern die Potenz der wirklichkeitsgemäßen Komplexitätsdurchdringung beinhaltet, liegt in der »Weitung« des Kulturbegriffs. Mit der adjektivischen Qualifizierung des Kulturbegriffs zur inhaltlichen wie fachlichen Profilierung als »weiter Kulturbegriff« (Kaschuba 1995a: 29) bestimmen und eröffnen die VolkskundlerInnen die ganze Wirklichkeit als ein – eben »weites« – Spektrum an unterschiedlichen Feldern des Lebensvollzugs, dessen komplexe Vernetzung und Bedingtheiten sie auf dem Fundament und unter der Blickrichtung der »Kultur« analytisch transparent werden lassen.

Der »weite Kulturbegriff« erschließt auf der beschreibenden Ebene ein riesiges Feld an realen Phänomenen, an historischen Begebenheiten, an individuellen und kollektiven Lebensweisen, an Materialisierungen von Idealen oder Ideologien, an menschlichen Handlungsweisen und an Reaktionen auf die gegebenen Umstände. Als wissenschaftliches Instrument, das die Relationierungen zwischen Mensch, Gesellschaft und Umwelt sicht- und verstehbar machen kann, bringt der weite Kulturbegriff allerdings nicht nur im positiv(istisch)en Sinn die gesamte Realität in den Blick der Forschung, sondern der Begriff dient grundsätzlich als theoretisches Fundament, als analytisches Instrument und als Forschungsperspektive. Anhand dieser dreifachen Zurüstung des »weiten« Kulturbegriffs wird es den VolkskundlerInnen möglich, die gesellschaftlichen Probleme in ihrer Ursächlichkeit und die Machtfelder sowie die bestehenden Herrschaftsmechanismen freizulegen.²

spätmodernen Konkurrenz und Rechenschaftsforderung gegründet sondern im grundsätzlich modernen Denken selbst: »Dem komplexen Prozess der Ausbildung des modernen historischen Denkens korrespondierte schließlich ein breites, nicht mehr bloß gelehrtes Interesse an der Geschichte. Historisch-politische Bildung wurde nun von den Trägerschichten der Aufklärung als entscheidendes Moment der Ausbildung aufklärerischer Subjektivität begriffen. Eine neuartige historische Wissbegierde, ein neuartiges historisches Bewusstsein durchdrang die entstehende kulturelle und politische Öffentlichkeit. Diese umfassende Sichtweise des modernen historischen Denkens erst ermöglicht, das sich in dem Prozess der Aufklärung verstärkende und verändernde wissenschaftliche und gebildete Interesse an der Geschichte zutreffend in den Blick zu bekommen.« (Bödeker 1994: 296)

- 2 Die Akzeptabilität dieser analytischen Potenzbildung des Kulturbegriffs liegt in der disziplinären Parallelität dieser Bemühung. Auch in der Soziologie manifestiert sich die Problematisierung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse als Organisationsmuster der Wirklichkeitsanalyse (vgl.

Über die Herstellung solcher Transparenz und der damit angestrebten Problematisierung verdeckter sozialer Regulierungsmechanismen entfaltet der »weite Kulturbegriff« ein reflexives Potential, das über seine theoretische und analytische Leistungsfähigkeit hinausgeht, denn mit der komplexen Darstellung der Realität gerät die Wissenschaft selbst in den Blick ihrer eigenen Wirklichkeitsanalyse. Die Konsequenz dieser – anhand des weiten Kulturbegriffs ermöglichten – reflexiven Wendung auf die Wissenschaft selbst, ist die zur Reflexion der Gesellschaft in ihren – als Selbstverständlichkeit verhüllten – machtvollen Beziehungen und Strukturierungen, denn: »... our actual job is a critical discovery of the self-evidence ...« (Köstlin 1996b: 179). Der »weite Kulturbegriff« verbindet so die analytische Repräsentationskraft eines wissenschaftlichen Konzepts mit der kritisch-reflexiven Potenz eines gesellschaftspolitischen Instruments.

Damit ist auf einer ersten Ebene die Plausibilität der begrifflichen Potenz von »Kultur« explizit nachgewiesen. Die Autorität, die diese Sinnkonstruktion grundsätzlich stützt, ist allerdings noch nicht erreicht. In Entsprechung zur zweifachen Öffentlichkeit, innerhalb derer sich die Volkskunde bewegt und positioniert – derjenigen der akademischen und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – muss das Fach eine doppelte Autorisierungsstrategie einsetzen. Im Feld der Universität bemüht sich die Volkskunde um autorisierenden Anschluss über die eine Wissenschaft qualifizierenden Charakteristika sowie über den innerwissenschaftlichen Anschluss an die Gehalte anderer Disziplinen: Profiliert der »weite Kulturbegriff« auf der einen Seite die Komplexität gesellschaftlicher Ordnung, so definiert er gleichzeitig das theoretische und methodische Profil der Volkskunde als »multi-sited ethnography« (vgl. Welz 1998: 184). Wenn Gisela Welz den Begriff der »multi-sited ethnography« in ihrer Antrittsvorlesung zur »Feldforschung unter Mobilitätsdruck« als spezifische Form der »Feldforschung« definiert, die sich selbst »im globalen ›Dazwischen‹ der Reisewege und Kommunikationsverbindungen« lokalisiert (ebd.), dann erreicht sie damit eine wissenschaftliche Autorisierung des volkskundlichen Vorgehens, weil sie dieses mit anderen ausdifferenzierten Fächern der Ethnowissenschaften teilt. Indem sie diese Methodik im Verlauf des Artikels zur Metapher des Faches transformiert, bindet sie den die Methode anleitenden Kulturbegriff, die Methode selbst und das Fach in untrennbarer Weise zusammen. Die diskursiv ausgerichtete Praxis, die »multi-sited ethnography« als pars pro toto für

Pongs 2000: 26f). Mit der Akzeptabilisierung ergibt sich allerdings gleichzeitig die erneute Einbindung in ein Konkurrenzfeld, was die erneute Profilierung und Einschreibung der spezifischen (je) fachlichen Potenz hervorbringt.

das ganze Fach zu platzieren, macht die vielfältige Potenz des volkskundlichen Kulturbegriffs zum fachprofilierenden Synonym: Die Potenz des Kulturbegriffs geht vom begrifflichen Instrument auf das Fach selbst über. In diesem Sinn spiegelt der Begriff der *multi-sited ethnography* – parallel zur begrifflichen Potenz von »Kultur« – die fachliche Kompetenz komplexitätsadäquater Realitätstransparenz.

Eine zusätzliche Verstärkung der universitär wissenschaftlichen Einbettung erreichen die VolkskundlerInnen anhand diversifizierter innerwissenschaftlicher Verweise. Im Anschluss an Theorien, Thesen und Ergebnisse prominenter VertreterInnen aus den Nachbarwissenschaften sichern sie sich deren Akzeptanz. Die Autorisierung der eigenen Forschung funktioniert konsequenterweise durch den gegenseitigen Autoritätstransfer. Die VolkskundlerInnen folgen mit dieser innerwissenschaftlichen Strategie formal den Performanzkriterien (spät-)moderner Wissenschaft – das heißt, das eigene Vorgehen und Argumentieren intersubjektiv nachvollziehbar zu gestalten –, wobei die diskursive Intention darüber hinausgehend der je eigenen disziplinären »Glaubwürdigkeit«, »Seriosität« und dem Aufweisen »fachliche[r] Kompetenz« dient (vgl. Arnold 2001b: 26).

Die Autorisierung der Volkskunde anhand wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit und fachlicher Querverweise übernimmt ihre Funktion auch im außerwissenschaftlichen Feld. Im positiven Anschluss an den Kulturbegriff der britischen Cultural Studies (vgl. Kaschuba 1995a: 29f) lässt sich die ganze Breite soziopolitischer Orientierung von Kulturwissenschaft auffächern und gleichzeitig als Legitimationsinstrument für die eigene Kultur- und Fachdefinition einführen. Über kurze fachhistorische Zusammenfassungen, die den Einfluss der britischen Cultural Studies bei der Demokratisierung der klassenhierarchisch strukturierten englischen Gesellschaft nachweisen, explizieren und positionieren die VolkskundlerInnen gleichzeitig ihr eigenes gesellschaftsorientiertes Konzept in der Öffentlichkeit.

Das Komplexitätsmanagement der Volkskunde basiert auf dieser inneren Verknüpfung von theoretischer, methodischer und analytischer Begriffspotenz von »Kultur«, das die inhaltliche mit der identitären Dimension volkskundlichen Wissen Schaffens verbindet. Anhand der gleichzeitig nach innen in die (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft wie nach außen in die gesellschaftliche Öffentlichkeit gerichteten Autorisierungsstrategien, die die Volkskunde als »kulturwissenschaftliche« Analytikerin komplexer Realität profilieren, erreicht die Disziplin eine innere Vernetzung ihrer inhaltlichen wie institutionellen Intentionen, die deren Unterscheidung in eine theoretische bzw. wissenschaftspolitische

Interessensebene praktisch verunmöglichen und somit das Fach stabilisieren.

Kompetenzmanagement

Im volkswissenschaftlichen Management der Komplexität von spätmoderner Gesellschaft erweist sich die Volkskunde bereits in einer ihrer wesentlichen Kompetenzen – und zwar als universitäre Disziplin wie auch als gesellschaftlich orientierte Wissensinstitution. In diesem Sinn führt sie parallel zu ihrer inhaltlichen Profilierung über den »weiten Kulturbegriff« immer auch die Rechenschaft über die soziale Relevanz solcher Forschung mit: Es geht dem Fach um die kritische Reflexion des gegenwärtigen Daseins, um die Beobachtung und Deutung der gegenwärtigen Existenzformen und um die Sichtbarmachung von politischen Eingriffen in den gesellschaftlichen Alltag durch unterschiedliche Instanzen anhand unterschiedlicher Darstellungen sozialer Gemeinschaft. Diese Perspektivierung formiert sozusagen reziprok die Qualität – im Sinne einer Eigenschaft wie auch einer Wertigkeit – dieser analytischen Transparenz. Die Darstellung der Realität wird zur Situationsdiagnose: »[Sigfried Giedions] Frage nach den Grenzen der industrietechnologischen Entwicklung stellt sich in den letzten Jahren immer stärker und unter verschärften Bedingungen. Das Problemlösungsversprechen der ›High Tech‹ ist nicht eingelöst worden, ohne zugleich völlig neue Problemdimensionen hervorzurufen.« (Hauser 1994: 11)

Andrea Hauser stellt ganz an den Anfang ihrer sachkulturellen Forschungsarbeit – also noch vor der Explikation ihrer Fragestellung und theoretischen Verortung – eine zeitgenössische Gegenwartsskizze, die ihre Untersuchung in den Kontext aktueller Problembestände hineinstellt. Damit qualifiziert sie ihre Skizze und die daran anschließende Forschung als diagnostische Wirklichkeitswiedergabe, woraus sie die gesellschaftliche Relevanz ihres Erkenntnisinteresses ableitet, denn:

»Nach allen naturwissenschaftlichen Erfolgen und technischen Großtaten finden sich die Subjekte wieder in einer Welt voller Sachzwänge, Ungerechtigkeiten und Bedrohungen.« Dass heute Technik als ein großes, undurchschaubares Machtsyndrom bedrohlich wirkt, hat m.E. damit zu tun, dass sie immer weniger gegenständlich erlebbar ist. Die enge Verbundenheit des Menschen mit den Geräten und Dingen in vorindustrieller Zeit – bis in den Körper hinein – wird durch die alles erfassende Computerisierung und Automatisierung, durch rein gedankliche und visuelle Vorgänge ersetzt.« (ebd.)

An die grundlegend zusammenfassende Diagnose schließt Hauser die Aufzählung unterschiedlicher Symptome des kritischen Zustands an. Undurchschaubarkeit, Bedrohungsgefühle sowie Entkörperlichung durch Computerisierung und Automatisierung zeigen an, dass der zeitgenössische Gesellschaftszustand für die Menschen das Leben schwierig und unangenehm macht; es ihnen weitgehend entfremdet. Eine geraffte Zeitgeschichte von der Vorindustrialisierung bis zur Gegenwart, die Hauser im Folgenden anschließt, wirft assoziative, erfahrungsnahe Schlaglichter auf die Sachentwicklung als graduell zunehmende »Entgegenständlichung«, die im Zeichen der zunehmenden Technisierung, Massenproduktion und des Massenkonsums steht (ebd.: 12).

Im Blickwechsel von der eingangs geschilderten strukturellen Entwicklung hin zum Menschen im Verlauf ihrer Einleitung erfasst die Diagnose Hausers sowohl die Konsequenzen als auch das subjektive Aneignungspotential der Technik für die Menschen:

»So weist Wolfgang Sachs in seiner aufschlussreichen Untersuchung über die ›Liebe zum Automobil‹ nach, dass das Auto heute mehr ist als ein Fortbewegungsmittel, es ist zugleich Schutzraum, Machtinstrument und Fetisch, letztlich kulturelles Symbol unserer Zeit. Er zeigt, wie vielschichtig und emotional aufgeladen unsere Beziehungen zu Sachen geworden sind.« (ebd.)

Dieser Blickwechsel dient einerseits der Verknüpfung von Struktur und Praxis, in deren Mitte Hauser den Menschen platziert. Andererseits begründet der Blickwechsel das (historische) Forschungsinteresse der Arbeit: »Der historischen Genese dieser Sachbeziehung geht die vorliegende Untersuchung nach.« (ebd.) Anhand dieser vielfältigen Verknüpfungen unterschiedlicher Blickrichtungen, Phänomenbereiche und Zeiten bewerkstelligt die Autorin einen zwingenden Aktualitätsnachweis ihrer folgenden Forschung, die den historischen Zeitraum des 18. und 19. Jahrhunderts in den Blick nimmt, denn letztlich präsentieren alle im Verlauf der Arbeit vorgelegten Ergebnisse den historischen Vorlauf der in der Einleitung entworfenen Gegenwartsdiagnose. Alle kommenden Analysen und Interpretationen des von Hauser sichtbar gemachten Zivilisationsprozesses fungieren als diagnostische Symptombeschreibungen der gesellschaftlichen Entwicklung hin zum gegenwärtigen Zustand.

In dieser analytisch-diagnostischen Weise weitet sich der volkswissenschaftliche Kompetenzerweis von der »kulturwissenschaftlich« ermöglichten Komplexitätstransparenz zu einer transparenten Qualifizierung der eigenen Zeit aus: Die volkswissenschaftliche Forschung führt ihren RezipientInnen nicht nur den *Stand* der Dinge vor Augen, sondern vielmehr den *Zustand* der Gesellschaft. Indem der sofort ersichtliche Aktualitätsbezug und die

darauf bezogene »kulturwissenschaftliche« Diagnosekompetenz an den allerersten Anfang des Buch gestellt werden, versucht Hauser – wie auch ihre FachkollegInnen – der Schwierigkeit zu begegnen, die komplexe Fähigkeit des Faches gegenüber der Gesellschaft deutlich zu machen, die mit der Offenheit und Diversität geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung seltener eine spezifische Kompetenz als vielmehr eine berufliche Inkompetenz und Nichtprofessionalität verbindet (vgl. Langewiesche 2004: 47; Landfried 2004: 62ff; Luhmann 1992b: 80ff).

Diese gesellschaftliche Fragilität der volkswissenschaftlichen – wie allgemein geistes- und sozialwissenschaftlichen – Strategie, anhand ihrer kritischen Fähigkeit die eigene soziale Relevanz zu beweisen, manifestiert sich in der Notwendigkeit, das Stabilisierungsmanagement zu erweitern. Über die Darstellung der Symptome für die problematischen Bereiche der Gesellschaft hinausgehend kommentieren, modifizieren und erweitern die VolkswissenschaftlerInnen ständig die sich selbst zugeschriebene Rolle. Das bedeutet, dass die Volkswissenschaftlerin erkannt hat, dass nicht allein die Darstellung und das Erkennen problematischer Phänomene oder Verhältnisse innerhalb des sozialen Gefüges die Wichtigkeit der volkswissenschaftlichen Wissensinstanz qualifizieren und garantieren können. Das weiterführende Nachdenken – in Form und Sinn gesellschaftlicher Selbst-Reflexion – über den eigenen Zustand und die eigene Zukunft, führt erst aus möglichen Aporien dieses Wissens hinaus in eine bessere, sinnvollere Gesellschaft.

Die volkswissenschaftlichen FachvertreterInnen exerzieren und demonstrieren diese Notwendigkeit in Form einer konstant mitgeführten disziplinären wie gesellschaftlichen Selbstreflexion. Praktisch jede Äußerung wird flankiert von einer Einschränkung, Relativierung, Warnung, von Schuld eingeständnissen und geforderten Neuorientierungen. Die darin enthaltene wissenschaftliche Bescheidenheit potenziert allerdings – geradezu paradox – die volkswissenschaftliche Kompetenz: Die Disziplin signalisiert damit, dass sie sich nicht einläßt auf modische Trends, noch der Versuchung erliegt, ihre Position durch aktuelle Konjunkturen zu sichern. Ganz im Gegenteil ist sie sich ihrer eigenen Forschungsposition inmitten des zu untersuchenden Felds bewusst, und erkennt deshalb die Gefahren des selbstbewusst-blinden Vertrauens auf einmal erarbeitete Theorien und Ergebnisse. Sie reflektiert in jedem Feld ihrer Forschungstätigkeit die politische Manipulierbarkeit ihrer Thematisierungen und sie weiß um die Begrenztheit wissenschaftlicher Erkenntnis für die Veränderung gesellschaftlicher Realitäten. Gerade in dieser (exzessiven) Selbstreflexivität steckt die diskursive Potenz dieser volkswissenschaftlichen Stabilisierungsstrategie. Mit der kritischen Thematisierung seiner selbst thematisiert das Fach gleichzeitig auch die Wissenschaft an sich. Statt sich

einem äußeren Diktat von wissenschaftlicher Legitimierung zu beugen, übernimmt die Disziplin selbst die Rolle der Legitimitätsdefinition. In der zum Nutzen der Gesellschaft durchgeführten Reflexion von Wissenschaft rechtfertigt sie einerseits diese Form ihrer Argumentation und erreicht andererseits die Umkehrung des Kräfteverhältnisses zugunsten der Volkskunde im wissenschaftlichen Konkurrenzfeld: Nicht die anderen gestehen in letzter Instanz der Volkskunde ihren Platz zu, sondern die Volkskunde selbst bestimmt ihre Position.

Diese diskursiv strategische Drehung der wissenschaftlichen Autorisierung basiert auf dem historisch entfaltenen Konflikt zwischen dem wissenschaftlichen »Ethos« – wie es Robert Merton in den 1930er erstmals formulierte (vgl. Weingart 2003: 15ff) – und den gesellschaftlichen Erwartungen an die Wissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts. Entgegen dem ursprünglichen Ethos – das als mythische Selbstbeschreibung interpretiert werden kann (vgl. Grundmann/Steher 2005b: 414) –, das unter anderem die (ideelle, wirtschaftliche und staatliche) Interessenlosigkeit zur Bedingung wissenschaftlicher Objektivität erklärte, fordert die gegenwärtige (unter anderem wirtschaftliche und staatliche) Öffentlichkeit eben diese Interessenorientierung der Wissenschaft an der eigenen Gesellschaft. Die Wissenschaft sieht sich genötigt bzw. vor die Notwendigkeit gestellt, ihre definitorisch formulierte Distanz zur Gesellschaft zu revidieren (ebd.: 20f). In diese Revision eingeschlossen ist die ebenfalls in die moderne Wissenschaftsdefinition eingeschriebene Selbstverständlichkeit ihrer Autorität, deren Evidenzverlust die Wissenschaft selbst als Krisenstatus wahrnimmt (vgl. Kimmich/Thumfart 2004b: 8) und den sie in neu verteilter Rollendefinition wiederherzustellen versucht. Dennoch bleibt der ambivalente Charakter des spätmodernen Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ein konstanter Faktor, der die wissenschaftlichen Äußerungen sowie die wissenschaftliche Praxis dynamisiert. So konkret sich die Vorstellungen hinsichtlich wissenschaftlicher Relevanz von Seiten unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche darstellen, so konkret äußert sich die Volkskunde – und mit ihr auch ihre geistes- und sozialwissenschaftlichen Mitdisziplinen (vgl. Osterhammel 1997: 398) – hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit für die Gesellschaft.

Werden im außerwissenschaftlichen Feld ökonomische Relevanzen der Geisteswissenschaften festgestellt, »wenn man etwa an die Wissensbedarfe transnational agierender Wirtschaftsunternehmen im Bereich interkultureller Kommunikation denkt oder mit Robert Reich daran glaubt, dass Symbolanalytiker die dominante Berufsgruppe der Wissensökonomie darstellen« (Meier/Schimank 2004: 119), dann antwortet die Volkskunde in entsprechender Kohärenz mit ihrem Angebot der re-

flexiven Kulturanalyse »als Instrument interkultureller Bildung und anthropologischer Erkenntnis«, um damit »einen genuine Beitrag zum Problem der Reintegration der technologischen Zivilisation in die gesellschaftliche Kultur der Zukunft zu leisten« (Bagus 1996: 200). Wird der außerwissenschaftliche Wissensprofit von geisteswissenschaftlichem Wissen für »die stetig wachsende Zahl der non-profit-Organisationen« (Meier/Schimank 2004: 119) geltend gemacht, verweist die Volkskunde auf ihre Kompetenz und ihr Interesse, »an wesentlichen Problemfragen der Gegenwart, die immer drängender werden und der Aufklärung vor der Gesellschaft harren« (Jacobeit 1997: 27), mitzuarbeiten. Oder scheint ein allgemeiner Gewinn geisteswissenschaftlicher Forschung im Zweck zu liegen, »die ubiquitäre Nachfrage nach Ethik [zu] bedienen« (Meier/Schimank 2004: 119), dann sehen die VolkskundlerInnen einen wesentlichen Teil ihrer Forschungsmotivation in den »kulturwissenschaftlichen« Potentialen, »die dunkle Dimension der Folklore öffentlich [zu] machen« (Seidenspinner 1996: 225) und in diesem Sinn »zur Überwindung der ›Kulturmauer‹ und zur ›Versöhnung der Differenzen‹ aktiv beizutragen« (Roth 1995: 170) sowie fatale Instrumentalisierungen (geistes-, sozial- oder kultur-)wissenschaftlichen Wissens »kompetent in die Schranken [zu] verweisen« (Kramer 1997: 87).

Die VolkskundlerInnen präsentieren sich der Gesellschaft gegenüber anhand ihres diversifizierten und durchaus konkret applizierbaren Kompetenzs als orientierende Instanz, die das Instrumentarium für ein gesellschaftliches Konfliktmanagement bereithält, sei es für gewaltbesetzte, kriegerische, wirtschaftliche, regionale oder nationale Problemlagen. Ihre fachliche Kompetenz qua »Kultur« generiert in wissenschaftlicher Analyse und kritischer Reflexion komplexes Wissen über die Gesellschaft, das nicht nur dessen Relevanz in statu beweist sondern auch die Volkskunde quasi automatisch in ihre Rolle der gesellschaftlichen Dienstleisterin einsetzt. Die Selbstzuschreibung ihrer gesellschaftsorientierenden Funktion platzieren die VolkskundlerInnen ebenso prominent wie nachhaltig: Die programmatisch relevanten Passagen finden sich jeweils am Ende eines Beitrags; das heißt, der Schluss ihrer Reflexion spiegelt gleichzeitig das Finale volkskundlicher Forschung.

Die Wichtigkeit, ja geradezu Fundamentalität dieses Selbstverständnisses für das Fach markiert die Autorität, die hier zur weiteren Rücken- deckung herbeigerufen wird. Nicht mehr einzelne AutorInnen aus dem zeitgenössischen Theorierepertoire sozial- und geisteswissenschaftlicher Praxis werden beigezogen, sondern das ganze Programm einer philosophisch fundierten Gesellschaftsidee wird zitiert: Die »Aufklärung« bildet den Boden und den Horizont für das volkskundliche Forschen (vgl. Bausinger 1995: 245; Kaschuba 1995a: 45). In differenzierender Inter-

pretation dessen, was Aufklärung für die gegenwärtige Wissenschaft bedeutet, umgeben die VolkskundlerInnen ihre Praxis mit dem Nimbus der Autorität. »Aufklärung« erscheint dabei als Mittel zum Zweck, um eine »Lösung der Probleme im Zusammenleben der Völker« (Roth 1995: 177) zu finden bzw. innerhalb einer Gesellschaft gleiche subjektive wie objektive, gleiche individuelle wie kollektive Rechte für alle zu gewährleisten (vgl. Lipp 1996: 110), das heißt in pragmatischerer Formulierung »rechtliche und wirtschaftliche Normalisierung« (Tschofen 1995b: 30) anzustreben. »Aufklärung« wird als Allgemeingut einer Gesellschaft deklariert, in dem Sinne dass »...seriöses Denken nicht esoterisches Denken« wird (Jacobeit 1997: 27) oder in letzter Konsequenz zum Ziel volkskundlicher Forschungstätigkeit erklärt, wie es Köstlin in seinem bereits zitierten Reflexionspostulat für die Wissenschaft formuliert hat (vgl. Köstlin 1996b) bzw. wie Kaschuba es provokativ zur Pointe seines Schlussfazits macht: »Dies alles mag naiv klingen und manchem vielleicht zu sehr nach ›Aufklärung‹. Doch wenn die Alternative dazu nur pessimistische Abgeklärtheit lautet, dann bekenne ich mich gern zu solcher Naivität.« (Kaschuba 1995a: 45) Anhand dieses ideellen Ausgriffs erhält die grundlegende Potenz der Volkskunde die Qualität einer moralischen Kompetenz, mittels derer die Disziplin ihre spezifische, gesellschaftsrelevante Position im Konkurrenzfeld um informierende Orientierung der Gesellschaft zu festigen versucht. Die kritische »Aufklärung« einer diversifizierten Öffentlichkeit soll in diesem Sinn sowohl für gesellschaftliche Institutionen und RepräsentantInnen wie auch für die individuellen BürgerInnen als korrigierender Eingriff wahrgenommen werden können. Dementsprechend richtet sich die Volkskunde in und mit ihren Publikationen an ein diversifiziertes Publikum auf unterschiedlichen Foren. Das Potential und die Akzeptabilität dieses Öffentlich-Werdens liegt zu einem wesentlichen Teil in der neuartigen Kommunikationsstruktur zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, wie sie für das Ende des 20. Jahrhunderts typisch geworden und von Peter Weingart als Strategie der autorisierten Selbstpositionierung beschrieben worden ist:

»Ein Beispiel für diese Form der gesellschaftlichen Beeinflussung der wissenschaftsinternen Reputationsstruktur ergibt sich aus der gewachsenen Bedeutung der Massenmedien, insbesondere ihrer Funktion für die Aufmerksamkeits- und Legitimationsbeschaffung. Der Rekurs seitens der Wissenschaft auf eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit hat eine lange Tradition. Dabei handelt es sich letztlich um den Versuch, innerwissenschaftliche Konflikte durch allgemeine soziale Zustimmung zu entscheiden und abzuschließen [...]. Unter bestimmten Bedingungen wählen Wissenschaftler zuweilen den strate-

gischen »Umweg« über die Öffentlichkeit. Das geschieht insbesondere in Krisensituationen, die nicht von der *scientific community* selbst gelöst werden können, wie die Etablierung der Grenzen einer neuen wissenschaftlichen Disziplin oder eines kontroversen neuen theoretischen Programms innerhalb einer Disziplin [...]. Es geht also um die Mobilisierung von Legitimität im Hinblick auf die Sicherung und gegebenenfalls Expansion der Grenzen gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt und die Konfliktregelung im Innern [...].« (Weingart 2003: 27f; Hervorhebung i.O.)

Ob das adressierte Publikum auch tatsächlich als RezipientInnen in die ihr zugedachte Rolle schlüpft, hat für die Analyse der diskursiven (Fach-)Wissenschaftspraxis kein Gewicht. Denn grundsätzlich gilt, was Weingart hinsichtlich der wissenschaftlichen Außenorientierung bereits anhand anderer Beispiele nachvollzogen hat:

»Dabei handelt es sich um ein von verschiedenen Seiten jeweils unterschiedlich projiziertes Publikum. Die Öffentlichkeit, der gegenüber die Wissenschaft legitimierungspflichtig ist, gibt es in keiner realen Form außer in Gestalt von Politikern, die wiederum unter Verweis auf die Öffentlichkeit Budget- und Prioritätenentscheidungen begründen, oder in Gestalt von Medien, die das Recht der Öffentlichkeit auf Aufklärung beschwören. Die Wirkungsmacht dieses Konstrukts besteht darin, dass es dennoch von allen Seiten geteilt wird. Politik, Wirtschaft und Medien berufen sich gleichermaßen auf die Öffentlichkeit und unterstellen ihr bestimmte Interessen.« (Weingart 2001: 345)

Was für die Wissenschaft gilt, gilt aufgrund ihrer Selbstreflexivität *vice versa* für alle »aufgeklärten« BürgerInnen, was im Verständnis der VolkskundlerInnen zu entsprechenden Reaktionen auf unterschiedlichen Gesellschaftsebenen führen soll: »Falsche Argumente müssen sachlich bestritten und öffentlich zurückgewiesen werden. Unsere Aufgabe könnte der Versuch sein, historische und humane Denkhorizonte in diesen öffentlichen Diskurs einzuführen, um damit wieder Maßstäbe zu setzen und Augenmaß herzustellen.« (Kaschuba 1995a: 44f) Das in kritischer Analyse generierte Wissen der Volkskunde kann demgemäß in konsequenter öffentlicher Vermittlung die Potenz eines (weiten) gesellschaftspolitischen Korrektivs entfalten.

Verweist die starke und stetige Wiedereinschreibung dieser volkskundlichen Selbstfunktionalisierung als gesellschaftliche Orientierungs- und Korrekturinstanz zum einen auf die dynamisierende Konkurrenzsituation spätmoderner Wissensherstellung, so manifestiert sie zum anderen die historische Spezifik dieses Aushandeln von gesellschaftlichen Ordnungsentwürfen mithilfe wissenschaftlichen Wissens. Die verschiedenen Instanzen in diesem Feld übernehmen

»die Funktion der *Diskursivierung* spezifischer und für maßgebliche gesellschaftliche Gruppierungen kontroverser *issues* [...]. Die Diskursivierung meint die Prozeduralisierung von Kontroversen nach der Maßgabe, dass es bei der Lösung von politischen Konflikten nicht in erster Linie um die Herstellung von Konsens oder das Erreichen einer durch eine Mehrheit gestützte Entscheidung geht, sondern dass diese nur dann als nachhaltig legitim gelten kann, wenn sie zuvor Gegenstand eines Diskurses gewesen ist. Kennzeichnend für die Diskursivierung als Ressource der Legitimationssicherung sind deren Funktionen der *Deliberation*, *Mediation*, *Informierung*, *Beratung* und *Empfehlung*.« (Weingart 2003: 101)

Kohärent zu dieser Situation und die Akzeptanz der eigenen Diskurspraxis fördernd profiliert sich die Volkskunde als gesellschaftliche Mediatorin und orientierende Gesellschaftsanalytikerin, die gleichzeitig die gesellschaftliche Öffentlichkeit informiert und orientiert. Volkskundliches Komplexitäts- und Kompetenzmanagement verbinden sich so einmal mehr zu einer untrennbaren Einheit, indem der relationierende Kulturbegriff die reflektierte Transparenz und kritische Korrektur sozialer Zustände ermöglicht, die der Gesellschaft in orientierender Weise für ihre Selbstfindung zur Verfügung gestellt werden.

Differenzmanagement

Mit der eigenen Profilierung der Volkskunde als analytisch-kritische Orientierungsinstanz ist trotz jedem damit verbundenen Potenzierteil noch keine individuell identifizierbare Position im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Konkurrenzfeld erreicht. Um anhand des inhaltlich begründeten Fachprofils eine eigenständige, institutionell kontinuierliche Position zu erreichen, ist es notwendig, den Status der Volkskunde als individuelle, wissenschaftlich-akademische Disziplin immer wieder zu explizieren. Die Konkurrenz der 1990er Jahre, die unter anderem begründet wird durch die stetig wieder eingeschriebene und wachgehaltene Krise einer kontinuierlich zunehmenden Ressourcenknappheit (vgl. Kimmich/Thumfart 2004a), verlangt in ihrer diskursiven Explikation die existentielle Rechtfertigung jeder Institution durch ihre jeweilige unverwechselbare Spezifität. Nur diejenigen Disziplinen, die sich klar von den anderen unterscheiden, können in dieser diskursiven Logik ihr legitimes (Weiter-)Bestehen behaupten. Dass die Volkskunde ist, was sie zu sein behauptet, ist vor diesem Hintergrund keineswegs und nie selbstverständlich, sondern muss regelmäßig und unterschiedlichen RezipientInnen gegenüber verständlich gemacht werden. Ihre Legitimation

als Wissenschaft und ihre Legitimität als individuelle Disziplin fordert die Volkskunde zu einem ununterbrochenen *Differenzmanagement* auf.

Im Kontext dieser neuen Wissenskonzurrenzen unterliegt jeglicher Anspruch auf Legitimität der eigenen Äußerungen einem verstärkten Beweisdruck. Was als Wissen lanciert wird, muss mit einem Autoritätssiegel versehen sein. Da mit der Konkurrenz um »sinnvolles« Wissen auch neue Bewegung in die bisherige zwischen- wie überfachliche Dynamik gekommen ist, verbindet sich der Autoritätsnachweis mit der jeweiligen disziplinären Neupositionierung. Im Hinblick auf eine sichere Position bedeutet Dynamik aber auch eine ständige Labilität der Situation. Aufgrund dieser starken Betonung der jeweiligen Fachspezifik funktioniert jegliche Herstellung und Überprüfung von wissenschaftlichem Wissen, das allen als gemeinsames universitäres Grundanliegen gilt, nicht ohne KollegInnen bzw. nicht ohne größeres Wissensumfeld. Denn: Wer soll das hergestellte Wissen kritisch evaluieren, wenn keine Personen oder Instanzen mit hinreichender Kenntnis, das heißt Nähe bei gleichzeitig genügend kritischer Distanz zu dem Bereich vorhanden sind, in dem das neue Wissen produziert und platziert wird? Und wer soll an und mit diesem Wissen weiterarbeiten, wenn es keine KennerInnen der untersuchten Felder gibt, die gleichzeitig auf der Suche nach Differenz bezüglich des bisher Bekannten sind?

Bruno Latour beurteilt dementsprechend den disziplinären Wettbewerb als basale Notwendigkeit von Wissenschaft: »Der Streit der Fakultäten gehört nicht zu den beklagenswerten Aspekten der Wissenschaften, sondern ist einer ihrer Motoren.« (Latour 1994: 894; vgl. auch König/Lämmert 1999b: 8) Produktive Konkurrenz bei der Herstellung von neuem Wissen entsteht demnach in der ständigen Differenzierung und Entdifferenzierung aller beteiligten AkteurInnen (seien es Personen oder Institutionen) hinsichtlich ihrer gegenseitigen Stellungen und inhaltlichen Ansprüche, wie es Markus Arnold anlässlich eines Forschungsprojekts zur Unterschiedlichkeit diverser »Wissenschaftskulturen« pointiert ausformuliert:

»Damit wird aber nicht nur eine Grenze zwischen Universität und Umwelt gezogen, sondern diese teilt bereits innerhalb der Universität das akademische Feld: Der Streit um die Stellung der Grundlagenwissenschaft ist auch ein Streit der Fakultäten, um deren akademische Reputation und ihren legitimen Vertretungsanspruch für die Universität als solche. Dies hat aber wichtige Konsequenzen für die Analyse der Wissenschaftskultur einer Natur- oder einer Kulturwissenschaft: Da eine Disziplin ihr Selbstbild und ihre Selbstdarstellung immer in einer Abgrenzung von einem (realen oder auch imaginären) Anderen findet, hat man auch deren weitere akademische und außerakademische Um-

welten im Auge zu behalten. Selbstdarstellungen und Selbstbilder sind als solche schon Teil jener Identität und sozialen Zusammenhalt sichernden ›Arbeit an den Grenzen‹ (*boundary work*), bei dem man in konkreten sozialen Situationen versucht, Grenzen gegenüber den verschiedensten Umwelten immer neu zu ziehen. Wobei auf der einen Seite versucht wird, sich gegenüber bestimmten äußeren Einflüssen *abzugrenzen*, um auf der anderen Seite zugleich daran zu arbeiten, äußere Entwicklungen und Einflüsse auch in die eigene Wissenschaftskultur *zu integrieren* (seien es neue Generationen an Studierenden oder auch neue Forschungsfragen und -methoden). Diese beiden Aspekte zusammen – das Ausgrenzen und das Integrieren des Fremden – ergeben einen permanenten, von Spannungen beherrschten Dialog mit den verschiedenen Umwelten.« (Arnold 2001b: 32; Hervorhebungen i.O.)

Diese Dynamik zeigt in den 1990er Jahren eine historische Spezifik des von Latour als grundsätzlich definierten Streits der Fakultäten. Die wiederholte Evokation des Sparzwangs generiert einen diskursiv immer wieder neu eingeschriebenen Widerspruch aus einem allgemeinen wissenschaftlichen *common sense*, der alle Fakultäten und Disziplinen zur einen großen Autorität »Wissenschaft« zusammenbindet (vgl. Weingart 1995: 11) bei gleichzeitiger Forderung nach sichtbarer disziplinärer Spezifik. Für das Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften – also auch für die Volkskunde – stellt sich damit die Herausforderung, in der Dynamik der Selbstpositionierung einerseits eine fachliche Unverwechselbarkeit zu statuieren und andererseits eine kommunikative Einbindung in einen größeren wissenschaftlichen Zusammenhang herzustellen.

Kooperationen und Allianzen

Wolfgang Kaschuba bedient sich in seiner programmatischen Antrittsvorlesung aller drei oben genannten Strategien des Konkurrenzmanagements und platziert diese mit erhöhter Sichtbarkeit am Anfang seiner Rede: Jetzt hat er die wohl größte Aufmerksamkeit seines Publikums, das gespannt ist auf seine Ausführungen. Noch bevor er sich konkret auf sein angekündigtes Thema konzentriert, positioniert er das Fach auf rund drei Seiten – also während etwa zehn Minuten seiner einstündigen Vorlesungszeit – in Differenzen setzender Weise. Er spricht ausführlich darüber, dass es dem Fach angelegen sein muss, eine verbindende Integrativität zu zeigen und das sowohl im universitär-wissenschaftlichen wie im gesellschaftlichen Bereich. Er formuliert die Forschungsanliegen und -desiderate der Disziplin und er entwirft letztendlich das – seine Eingangsäußerungen abschließende – Profil der eigenen Fachwissenschaft: »Schließlich ist damit angezeigt, dass es nicht um die einfache Fortschreibung eines Kanons geht, sondern um die Neukonzipierung eines

Faches, das enge Horizonte überschreiten, das offen und integrationsfähig sein will, das Austausch und Diskussion als Anstöße zu ›produktiver Selbstverunsicherung‹ braucht.« (Kaschuba 1995a: 28) In einer balancierenden Bewegung des interdisziplinären Leistungsvergleichs, zwischen Anschlüssen an Bisheriges und Neuentwürfen und der gegenseitigen produktiven Selbstverunsicherung bzw. Bestärkung mobilisiert Kaschuba die verschiedenen Ressourcen, die Kooperation im Sinne einer »systemübergreifende[n], im Diskurs wahrnehmbare[n] Solidarität, Rückendeckung, Zusammenschluss oder Zusammenarbeit zweier oder mehrerer in den Diskurs involvierter gesellschaftlicher Systeme, um den eigenen Standpunkt zu verbessern« charakterisieren (Kurath 2005: 34).

Diese Balancierung der Selbstprofilierung im Kontext gegenseitiger Kooperation schlägt sich auch in der inhaltlich orientierten Textstrukturierung nieder:

»Neben dem Haupttext laufen die Fußnoten, in denen die Autoren zitiert werden, die das Glück haben zumindest nicht ignoriert zu werden. Über die Fußnoten werden Beziehungen hergestellt, werden *Links* innerhalb des Archivs gelegt, mithilfe derer man sich orientieren kann. Noch mehr: Nimmt man jedes zitierte Werk für seinen Autor, dann läßt sich das Verweissystem der Zitate und Anmerkungen als soziale Verknüpfung der Wissenschaftler lesen, die zusammen jene scientific community bilden, die sich um jenes Thema gebildet hat und zu der man sich selbst zählt. So versucht man nicht nur in jedem Buch die gerade aktuelle Ordnung eines Gebiets darzustellen, sondern bildet zugleich intellektuelle Netzwerke ab, die lebende und tote Autoren [bzw. Disziplinen; se] miteinander in Beziehung setzen.« (Arnold 2001b: 20f; Hervorhebung i.O.)

Über diese Strategie, sich beim Einbezug theoretischer Bestände explizit an inhaltlichen Aspekten zu orientieren, die von der Fragestellung vorgegeben werden, läßt sich mit jedem veröffentlichten Beitrag ein wissenschaftlicher Weg beschreiten, der interdisziplinär gepflastert ist, aber im Grunde als spezifischer, fachwissenschaftlicher dargestellt wird. Durch den Beizug außerfachlicher Autoritäten untermauert jeder Autor und jede Autorin allerdings die *eigene* fachliche Position. Wenn auch subtil platziert, so stehen doch – im hier besprochenen Fall der Volkskunde – die *volkskundlichen* Reflexionen im Zentrum, die durch flankierende fremddisziplinäre Zitate inhaltlich und in ihrer Positionierung bestätigt werden. Die Einbindung der zitierten Autoritäten funktioniert als gegenseitige Anbindung der verschiedenen Fächer, denn jede einzelne Disziplin erweist den anderen die Reverenz und sichert sich damit die eigene Rezeption; und sie macht aus ihren KonkurrentInnen ihre eigenen KollegInnen und interessierten LeserInnen (vgl. Weingart 2003: 32f).

Diese balancierende Strategie, durch Kooperationen disziplinäre Allianzen zu schaffen, dient nicht nur der je eigenen institutionellen Existenzsicherung sondern übernimmt auch die Signalisierung bereits bestehender Fächerverbindungen innerhalb gemeinsamer Forschungsprojekte. Damit läßt sich eine wissenschaftliche und fachliche Selbstautorisierung betreiben, die dem universitären wie gesellschaftlichen Ruf nach Synergien herstellenden Vernetzungen entgegenkommt, ohne die eigene institutionelle Profilierung aufgeben zu müssen.³ Die Kooperation wird so zur eigentlichen Allianz, die der je gemeinsam-einsamen Existenzsicherung dient.

Sehr deutlich zeigen sich diese Allianzschlüsse auf der Ebene der Subjektpositionen. Im Feld der »kulturwissenschaftlichen Stadtforschung« äußern sich auffällig viele ForscherInnen von hierarchisch und institutionell sehr unterschiedlichen Positionen. Die Allianzbildung funktioniert hier quer über die Fächer und die institutionellen Strukturen hinweg. Einerseits erreichen die einzelnen WissenschaftlerInnen über das gemeinsame interdisziplinäre Feld die eigene disziplinäre Qualifikation bzw. Position und andererseits begegnen sich disziplinär unterschiedliche Wissenschaften, die gemeinsam ein »neues« Feld etablieren und gleichzeitig je für sich selbst reklamieren. Die Allianz der verschiedenen PositionsinhaberInnen sowie die Kumulation ihrer Qualifikationsarbeiten verdichtet sich für das Fach der Volkskunde zu einer disziplinären Positionsstärkung: Erstens demonstriert die Anhäufung der Titel und der darin enthaltenen Qualifikationen die akademische Anerkennung volkscundlicher Kompetenz. Die Position des Fachs erhält ihre legitime Autorität anhand der akkreditierten Positionen ihrer VertreterInnen. Zweitens verspricht die bereits über Jahre und gemeinsame Interessen hinweg funktionierende Zusammenarbeit, die eine starke Vernetzung dieser Personen nach sich zieht, eine längerfristige Verbindung der WissenschaftlerInnen und ihrer Disziplinen. Gerade in dieser zeitlichen Dimension liegt ein wesentlicher Aspekt der disziplinären Existenzsicherung, denn die Kooperation funktioniert nicht nur im und für den jeweiligen Moment, sondern beinhaltet eine weit in die Zukunft reichende Dimension: Konsequenz der nachvollziehbaren Karriereverläufe

3 Dass besonders die institutionell kleineren Fächer dem Problem der konkurrenzbedingten Labilität ausgeliefert sind, und sich zur eigenen Stabilisierung der dargestellten Kooperationsstrategie bedienen, dokumentieren Wolfgang Prinz und Peter Weingart in ihren 1990 veröffentlichten geisteswissenschaftlichen »Innenansichten« (vgl. Prinz/Weingart 1990: 14). Inzwischen geht die Anforderung der Vernetzung – unter anderem mithilfe des Labels der Transdisziplinarität – bereits über die Institution der Universität hinaus in den Bereich unterschiedlicher gesellschaftlicher »Stakeholder« (vgl. dazu Landfried 2004: 67; Langewiesche 2004: 50f).

Feldsicherung und expansive Kolonisierung

Die Balance zwischen der eigenen und der interdisziplinären Wissenschaftspositionierung bestimmt nicht nur die institutionelle wie positionelle Platzierung jeder Äußerung, sondern ebenso die Wahl der als fachlich definierten Forschungsfelder. Die thematische Feldsicherung zeigt sich dabei als Strategie der disziplinären Statussicherung, indem der gegenseitige, zwischenfachliche Leistungsvergleich als Entscheidungskriterium für die legitime Zugehörigkeit eingesetzt wird. So gut sich die Notwendigkeit eines Faches qua inhaltlicher Claims begründen läßt, so leicht läßt sich ein Forschungsfeld dem einen Fach ab- und einem anderen zuschlagen (vgl. Benoît 1994: 316).

Die Selbstbestimmung der Volkskunde als »Kulturwissenschaft« ermöglicht ihr auf dieser Ebene eine doppelte Profilierungs- und Sicherungspraxis: Indem sie sich weiterhin als »Volkskunde« ausweist, kann sie über eine institutionelle Tradition die Ansprüche auf inhaltliche Felder legitimieren. Über die zusätzliche Profilierung als »Kulturwissenschaft« ergeben sich neue Anspruchsforderungen auf Themenbereiche, denen sich die Disziplin bisher nur wenig zugewendet hat. Was Peter Weingart als allgemeine Entwicklung der Wissenschaft in einer zunehmend wissensbasierten Gesellschaft beschreibt, kann im Blick auf die Volkskunde als deren spezifische Strategie einer Positionsstärkung durch Forschungskolonisierung verstanden werden:

»Die innere Differenzierung der Wissenschaft ist gleichbedeutend mit ihrer Expansion, das heißt der Unterwerfung immer neuer Erfahrungsbereiche unter den analytischen Zugriff der Wissenschaft. Die Ausdifferenzierung in Disziplinen, Subdisziplinen und hochspezialisierte Forschungsgebiete ist nicht nur die immer kleinteiligere Parzellierung eines einmal abgesteckten Wissensterritoriums. Es ist auch die Ausdehnung des wissenschaftlichen Blicks auf vordem außerhalb seiner Reichweite liegende Erfahrungsbereiche. [...] Die durch die Spezialisierung vorangetriebene Expansion der Wissenschaft hat eine Verschiebung der institutionellen Grenzen zur Folge. Die Demarkationslinie der Wissenschaft wird weiter »nach außen« verlagert in Bereiche, die vordem als außerhalb der wissenschaftlichen Beobachtung und Reflexion liegend galten: Politik und Wirtschaft werden verwissenschaftlicht, Ethik, Moral und soziale Werte werden Gegenstand wissenschaftlicher Diskurse.« (Weingart 2001: 123ff)

Ersetzt man in Weingarts Äußerung die »Wissenschaft« konsequent durch Volkskunde, dann wird deutlich, wie sehr inner- und außerwissenschaftliche Entwicklungen ihre (gegenseitige) Entsprechung finden.⁵

Wie jede der bisher thematisierten Differenzierungsstrategien birgt auch diejenige der Feldexpansion eine problematische Konsequenz in sich: Die unter der Perspektive der »Kultur« immer weiter ausgreifende Kolonisierungspolitik der Volkskunde transformiert den fachlichen Zuständigkeitsbereich zu einem »kulturwissenschaftlichen« Anspruch auf ein unendliches Wissensgebiet mit den Folgen einer fachlichen Disparität und Diffusion, wie sie Nikolaus Wegmann bereits für die Philologie des 19. Jahrhunderts beschrieben hat:

»Gerade ihr sichtbarster Erfolg, die andauernde Expansion, provoziert eigene, selbst zu verantwortende Schwierigkeiten. Je weiter sich das Reich [d.i. der Anspruch auf ein riesiges Wissensgebiet; se] ausdehnt, desto mehr rücken Zentrum und Peripherie auseinander, und das heißt zunächst einmal: Es wird für das Zentrum immer schwerer, die Kontrolle aufrechtzuerhalten. Wenn jedoch die Randgebiete nicht mehr rückgebunden sind, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie verlorengehen. Andere Größen und Mächte werden auf die führungslös gewordenen Gebiete zugreifen und eine territoriale Neuausrichtung zu ihren Gunsten versuchen.« (Wegmann 1999: 263)

Fachliche Selbstverwandlung

Die Prekarität der expansiven Stabilisierungspraxis bildet den Gegenpol zur institutionellen Prekarität der Volkskunde. Die quantitative (Unter-)

-
- 5 Nicht nur die Volkskunde verfolgt – konsequenterweise – diese Strategie der kolonisierenden Felderweiterung ihrer eigenen Wissensproduktion, um gleichzeitig eine fachliche Spezifik und gesellschaftliche Relevanz zu behaupten. Matthias Christen beurteilt die Integration des Kulturbegriffs und die damit verbundenen fachlichen Neuperspektivierungen der Germanistik in gleicher Weise: »Seit einigen Jahren dehnt die Literaturwissenschaft kontinuierlich die Grenzen ihrer Zuständigkeit aus und erobert ihre zeitweilig verloren geglaubte kulturpolitische Bedeutung zurück. Selbstbewusst geht etwa der amerikanische New Historicism mit seiner Rede von der ›poetics of culture‹ aufs Ganze: Kultur sei, literarischen Texten vergleichbar, Resultat von Selbstauslegungs- und Repräsentationsprozessen (›self-fashioning‹). Romane, Dramen und Gedichte werden nicht länger als in sich abgeschlossene Kunstwerke, sondern als durchlässige Medien verstanden, in denen im Spannungsfeld von Macht und Interesse ›soziale Energien‹ zirkulieren. Diesen Kreislauf wieder in Gang zu bringen, wo ihn das Unverständnis für die politische Brisanz historischer Texte zum Erliegen gebracht hat, ist das erklärte Ziel neuhistorischer Lektüren.« (Christen 1997)

Dotierung⁶ verunmöglicht dem Fach die eigene Differenzierung in subdisziplinäre Kommunikationszusammenhänge, die aufgrund der institutionellen Stärke der Disziplin dennoch als ein Ganzes zusammengehalten werden. In Ermangelung dieser inneren – nach außen sichtbaren – Differenziertheit findet die Volkskunde einen »dritten« Weg, um die ausreichende (komplexe) Profilbildung in Kooperation und in Konkurrenz der akademischen Fächer zu gewährleisten. Die an sich risikobehaftete Inflation des Kulturbegriffs ermöglicht in diesem Kontext die grundsätzliche Anschlussfähigkeit der Volkskunde an eine große Breite der – universitär wie gesellschaftlich – vertretenen Wissensinstanzen. Anhand ihrer programmatischen Selbstqualifikation über den Kulturbegriff definiert sich das Fach theoretisch als »Subdisziplin« aller anderen Geistes- und Sozialwissenschaften und stellt sich so selbst eine Eintrittskarte in alle möglichen disziplinären Forschungszusammenhänge aus. Innerhalb dieses interdisziplinären Kontextes platziert sie sich in ihrer Forschungs- und Publikationspraxis selbstbewusst als »Schlüsseldisziplin« mit »interdisziplinärem Profil« (Jacobeit 1997).

Die Labilität dieser Strategie liegt nicht allein in der Selbstqualifizierung als (heimliche) Leitdisziplin sondern auch in der allgemeinen Verbreitung dieser Praxis im ganzen Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften. Konkurriert wird so nicht nur um die qualifizierteste Profilierung als eigenständiges Fach, sondern auch um die Position als Leitdisziplin⁷, die die schwache Fachqualifikation stärken oder sogar kompensieren soll.⁸ Um dieser Instabilität ihrer führenden Selbstposition zu ent-

6 Vgl. die entsprechenden statistischen Zusammenstellungen zur Ausstattung und Anzahl von »Volkskunde«-Instituten an deutschsprachigen Universitäten in dem von Harm-Peer Zimmermann herausgegebenen Leitfa- den zum Studium der »Volkskunde« an deutschsprachigen Universitäten (vgl. Zimmermann 2005).

7 Die Konkurrenz um die Position als Leitdisziplin oder Leitwissenschaft läßt sich bereits im 19. Jahrhundert nachweisen und wird von ganz unterschiedlichen Fächern für sich selbst in Anspruch genommen (vgl. Prinz/ Weingart 1990: 12f; König/Lämmert 1999a: 11; Bourdieu 1988: 271).

8 Fast schon als Parodie dieser Diskurspraxis liest sich die Frage nach den Entwicklungsmöglichkeiten der Germanistik unter dem disziplinär verbindenden wie spezifizierenden Label der »Kulturwissenschaft«, die Jörg Schö- nert im Rahmen eines Sammelbandes zur Literaturwissenschaft und (oder als) Kulturwissenschaft Mitte der 1990er Jahre formuliert hat: »Sol- len Linguisten und Literaturwissenschaftler nicht nur die sprachlich ver- fassten Texte (und die darauf bezogenen Handlungszusammenhänge) zum Gegenstand ihres wissenschaftlichen Interesses machen, sollen sie glei- chermaßen die Körperbilder und Körperstimmen der Theateraufführun- gen, die Technostimmen und Technobilder der Rundfunk-, Film-, Fern- seh- und Videoproduktionen einbeziehen? Soll sich aus den Nationalphilo- logien des 19. Jahrhunderts also eine internationale, interkulturelle, inter-

gegenen, führen die VolkskundlerInnen – ebenso exzessiv wie ihre Selbstreflexivität – ihre eigene Geschichte ins (Diskurs-)Feld ein. Im ständigen Rückbezug all ihrer gegenwärtigen Forschungsanstrengungen auf die historische Entwicklung dieser je spezifischen Forschung im Fach (vgl. Kaschuba 1995; Bausinger 1995; Roth 1995; Lindner 1997) verknüpfen sie die eigene Vergangenheit in strategischer Intention mit der zukünftigen Orientierung als »kulturwissenschaftliche« Disziplin. Die Fundierung des Aktuellen auf traditionellen Fachwissensbeständen garantiert die inhaltliche wie institutionelle Substanz als Wissenschaft, auf der das neue Konzept aufgesetzt werden kann. Das Fach durchläuft damit eine Transformation, die die »romantisch«, »positivistisch« und »nationalsozialistisch kontaminierte« »Volks-Kunde« zur »Kultur-Wissenschaft« läutert (vgl. Kaschuba 1995; Seidenspinner 1996; Köstlin 1996b). Die Kombination der kenntlich gemachten Fachtradition mit der zeitgenössischen Neuausrichtung als theoretisch fundierte, methodisch reflektierte und gesellschaftlich relevante Disziplin macht der wissenschaftlichen Außenwelt klar und deutlich, dass die volkskundliche Fachentwicklung als Metamorphose im Sinne eines »Werde, die du bist!« zu verstehen ist. Die Position des Faches ist keine aus dem Nichts entstandene oder gar erst neu zu schaffende Position, sondern eine, die – genau wie die übrigen geisteswissenschaftlichen Fächer auch – eine dem Wandel von Zeit und Gesellschaft angepasste Neuprofilierung anvisiert. In diskursiv strategischer Ausrichtung homogenisieren die Volkskundler-

mediale und interdisziplinäre Mega-Wissenschaft formieren – als Wissenschaft von Kommunikationen und Sinnkonstitutionen in ihren medialen Bedingungen, das heißt unter Berücksichtigung der materiellen und historischen Voraussetzungen medialer Gestaltung von Kultur? Kurzum: Soll die Germanistik den Fundus ihrer wissenschaftlichen Erfahrungen und Problemkonstellationen, ihrer Theorien und Verfahren dazu nutzen, um sich als Leitdisziplin einer Fächergruppe der Medienkulturwissenschaften zu verstehen? Soll der »Siegesszug der neuen Medien« nicht länger beklagt, sondern kritisch begleitet werden? Soll die Germanistik dabei als Flaggschiff einer neu zu formierenden Armada kulturreflektierender und womöglich kulturgestaltender Wissenschaften segeln? Soll das neue Unterrichtsfach »Medienerziehung« von Deutschlehrern übernommen werden? Ich halte inne in dieser entwicklungsfrohen Emphase. Denn zu fragen bleibt, ob sich eine krisengeplagte Disziplin wie die Germanistik dabei nicht übernehme, ob sie in ihrer theoretischen und methodologischen Zerstreuung solchen Aufgaben gewachsen sei – nämlich einen Objektbereich zu erforschen, der alle jene kulturellen Manifestationen seit dem frühen Mittelalter einschließt, die nach dem Muster von Texten gestaltet sind.« (Schönert 1996: 194f; Hervorhebungen i.O.)

Innen so ihre Tradition und Innovation zu einer einzigen, unverwechselbaren identitären Einheit.⁹

Die Quadratur des Kreises aus integrativer Individualität, kooperativer Allianzbildung und expansiver Feldsicherung bestimmt das volkswissenschaftliche Instrumentarium wie auch das Produkt des Differenzmanagements, das der Disziplin abgefordert wird. In einer triadischen Bewegung aus eigener Autoritätsattribution, eigener Positionsschaffung und eigener Felddefinition stabilisieren und reproduzieren die VolkskundlerInnen ihre inhaltliche wie institutionelle Fachidentität als »boundary work«. Die diskursive Konsequenz, die sich daraus ergibt, liegt auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Erstens wird in definierter Regelmäßigkeit das Fach in seinem inhaltlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Profil immer wieder neu beschrieben und damit diskursiv eingeschrieben. Die reflexive Thematisierung des eigenen Fachprofils hinsichtlich seiner Wurzeln, seiner Potenzen und seiner gesellschaftlichen Notwendigkeit bildet eines der wesentlichen Traktanden auf der volkswissenschaftlichen Wissenschaftsagenda. Zweitens muss – aus existentieller Dringlichkeit – der Reflexivität ein ausgleichendes Stabilisierungselement beigestellt werden, auf welche Art und Weise das Fach zu thematisieren ist. Diesen Ausgleich findet die Volkskunde in ihrem »kulturwissenschaftlich« definierten Aufruf zur Selbstverwandlung, die Tradition und Neupositionierung, fachliche Geschichte und Zukunft zu einem Einzigem zusammenbindet, das heißt stabilisiert.

Resumée: Integrative Abgrenzung

Die Herausforderung, denen sich die zeitgenössischen Disziplinen im Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts gegenübergestellt sehen, definieren nicht alle der betroffenen Fächer in gleicher Weise. Verstehen die einen die Herausforderung als *produktive Aufforderung*, das je eigene disziplinäre Profil und dessen spezifische Potentiale einer aktuellen Reflexion zu unterziehen (vgl. Lichtblau 2002), beurteilt die Volkskunde die Situation als *grundsätzliche Provokation* ihrer eigenen inhaltlichen wie institutionellen Identität. So schwierig sich allerdings die Ambivalenz der Situation zeigt, die beinhaltet, sich weder in kooperativer Fächerumarmung als eigenständige

9 Gleichzeitig beinhaltet die Kombination aus innovativer Produktion und tradierender Sicherung eine spannungsvolle Ambivalenz, die sowohl die Forschung als auch die Lehre immer wieder antreibt. Jegliche Innovation stellt das Bisherige in Frage und untergräbt damit dessen Autorität; und jegliche autoritative Traditionalisierung behindert innovativ ausgerichtetes Denken und somit auch neues Wissen.

Institution zu verlieren, noch in scharf gezeichneter Abgrenzung eine Selbstisolation zu riskieren, so diversifiziert reagiert die Volkskunde in ihrer strategischen Diskurspraxis auf diese Aufgabe.

Jürgen Mittelstraß benennt in seiner diagnostischen Evaluation der »Geisteswissenschaften« schon Ende der 1980er Jahre vier grundsätzliche Aspekte, aufgrund derer die verschiedenen Disziplinen dieser Wissenschaftsrichtung in einer Krise gefangen sind: Erstens ist dies das Problem wachsender »Isolation«, denn »[d]ie geisteswissenschaftlichen Disziplinen untereinander haben sich, trotz aller üblichen Interdisziplinaritätsrhetorik, immer weniger zu sagen.« (Mittelstraß 1989: 29; Hervorhebungen i.O.) Zweitens kommen »Tendenzen intradisziplinärer Isolation« hinzu, weil sich die Spezialsprachen und -interessen auch innerhalb der bisherigen disziplinären Institutionen immer stärker differenzieren und voneinander abgrenzen (ebd.: 29f; Hervorhebungen i.O.). Drittens werden die geistes- (und sozial-)wissenschaftlichen Fächer »zunehmend von (nicht immer hinreichend gegen Moden isolierten) Paradigmenwechseln oder (irritierender noch) von Paradigmengleichzeitigkeit heimgesucht«, was zu einer zusätzlichen Verstärkung der inner- und intradisziplinären Vereinzelung beiträgt, denn immer öfter gilt als allgemeine Situation: »Schulen wetteifern um das disziplinäre Definitionsmonopol« (ebd.: 30; Hervorhebungen i.O.). Und viertens zeigen sich aufgrund der wachsenden Komplexität und Reflexivität der gesellschaftlichen Situation in der späten Moderne auffällige »Depotenzierungsphänomene« der Geisteswissenschaften (ebd.; Hervorhebungen i.O.).

Die VolkskundlerInnen bearbeiten in ihrer diskursiven Praxis eben diese von Mittelstraß diagnostizierten Problemfelder. Sie reagieren auf das geistes- und sozialwissenschaftliche *Potenzproblem* anhand ihrer – in offensiv-defensiver Argumentation hergestellten – *Profilierung des Kulturbegriffs als soziales Deutungsinstrument*, das gleichzeitig auf die fachliche wie gesellschaftliche Selbstdeutung zurückwirkt. In Form von radikalisierte Selbstreflexivität präsentieren sie das Instrumentarium für eine analytische Transparenz der historisch komplexen Situation, um diese »neue« Sichtbarkeit als Orientierungsmöglichkeit für die Verortung der je eigenen Position als Subjekt, als Gruppenmitglied, als Institution, als historisch eingebundenes Individuum, als Objekt von Normierungen und Disziplinierungen und des Kollektivs als Ganzes in seiner komplexen strukturellen Organisation zur Verfügung zu stellen. In – idealiter formulierter – Vorbildfunktion positionieren sie eine differenziert integrierte Gesellschaftsordnung, zu deren Erreichung sie anhand konkreter Beispiele die Potentiale für ein sozial produktives Konflikt- und Problemmanagement aufzeigen. In dreifacher Weise versucht das

Fach letztlich auch der *Anforderung nach Unverwechselbarkeit bei gleichzeitiger wissenschaftlicher Integration* gerecht zu werden, das auf die Gefahr einer zunehmenden *inner- und interdisziplinären Isolierung* reagiert: Erstens indem es den Blick auf sein Gegenüber richtet, und dieses anhand unterschiedlicher Kooperationen zu Alliierten macht. Zweitens indem es seine fachlichen Forschungsansprüche als institutionelle Claims formuliert, die seine traditionellen Felder sichert und neue kolonisierend dazugewinnt. Und drittens, indem es sich auf sich selbst konzentriert und dort nach adäquaten Mitteln der Individuierung sucht. Über diese inhaltlich flexible und variationsreiche Diskurspraxis platzieren sich die VolkskundlerInnen aktiv im Konkurrenzfeld, in dem sie ihr Selbstverständnis – als spezifische, kompetente und sozial relevante Fachwissenschaft –, ihr eigenes Profil – als orientierungsgebende Deutungsinstanz durch komplexitätsadäquate Realitätsdiagnostik – und ihre Selbstpositionierung – als »kulturwissenschaftliche« prima inter pares bzw. als gesellschaftlich integrative Leitinstitution – definieren, verteidigen und sozialisierend weitergeben.

Die im fachlichen Wissen eingeschriebene und damit erreichte »Konstruktion der Volkskunde« beinhaltet die Herstellung, Implementierung und Tradierung der volkskundlichen und gesellschaftlichen Selbstdeutung, die auf deren (beider) Reproduktion bzw. Existenzsicherung ausgerichtet ist. Darin liegt auch die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach der Funktion und der legitimen Position des volkskundlichen Wissens in Wissenschaft und Gesellschaft: Die Volkskunde erschreibt sich ihre Legitimität anhand ihrer disziplinären Selbstprofilierung als »Kulturwissenschaft«. Die Legitimität ergibt sich aus der volkskundlich-kulturwissenschaftlich konstruktiven Verknüpfung ihrer disziplinären Funktion und Position, indem sich die Volkskunde als »Kulturwissenschaft« – im Modus der orientierungsstiftenden Kulturanalyse gesellschaftlicher Komplexität – zum Zweck der ordnungs- und identitätsermöglichenden Selbstdeutung mit dem Ziel der gesellschaftlichen Reproduktion funktional platziert.

